DIE ZEIT

‚So daß der Gaumen sich zum Weltraum dehnt"

Mich gibt es nicht

Der russische Dichter Ossip Mandelstam wird endlich auch in deutscher Sprache bekannt

Aus der ZEIT Nr. 50/1985 6. Dezember 1985, 8:00 Uhr

Von Erna Rakusa

Wie sich die Zeiten ändern ... Ende März 1972 war ich in Leningrad bei Efim Etkind zu Gast. Etkind unterrichtete damals am Herzen-Institut. Er galt nicht nur als hervorragender Literaturwissenschaftler und Lehrer, sondern auch als Mentor freiheitlich gesinnter Schriftsteller und Künstler – einer der Gründe, die ihn 1974 zur Auswanderung nach Frankreich [https://www.zeit.de/thema/frankreich] zwangen. Auch Iosif Brodskij war da, Brodskij, der sein eben entstandenes Gedicht "Darstellung im Tempel" abtippte (er besaß keine eigene Schreibmaschine) und wohl selber nicht ahnte, daß er in wenigen Wochen Rußland für immer verlassen und eines Tages als Joseph Brodsky zum amerikanischen Staatsbürger würde. Als die Tischgesellschaft versammelt war, schwenkte Etkind das neueste Heft der Zeitschrift *Voprosy literatury* und teilte die sensationelle Nachricht von der definitiven Rehabilitierung des Dichters Ossip Mandelstam mit.

Der Aufsatz mit dem vielsagenden Titel "Ich betrete die Welt" (ein Mandelstam-Zitat) war das üble Machwerk eines gewissen Alexander Dymschiz. Man empörte sich über die zynisch-groteske Verfälschung oder Unterschlagung von Tatsachen: kein Wort etwa über die Umstände, die zum Tode des Dichters geführt hatten. Dennoch stand für alle fest, daß hiermit die Wiedereingliederung Mandelstams in den Korpus der Sowjetliteratur, mithin für seine Rezeption in der Heimat, begonnnen hatte. In der Tat erschien schon ein Jahr später in der renommierten Reihe "Bibliothek des Dichters", mit einem Vorwort von Alexander Dymschiz, die erste und bisher einzige Gedichtauswahl Mandelstams seit dessen Tod, 1938. Nach der Teilrehabilitierung 1956 konnten zwar vereinzelte Prosatexte in meist abgelegenen Zeitschriften erscheinen, die Gedichte kursierten jedoch nur mündlich oder in Abschriften. So ist es auch heute noch: Mindestens die Hälfte von Mandelstams lyrischem Opus, insbesondere das Spätwerk, ist in der Sowjetunion bis jetzt nicht veröffentlicht; was gedruckt wurde, ist längst vergriffen, wird allenfalls auf dem Schwarzmarkt zu horrenden Preisen gehandelt. So kann man sich nur in

der (trügerischen) Hoffnung wiegen, daß 1991, zum hundertsten Geburtstag des Dichters, die lang ersehnte mehrbändige Mandelstam-Ausgabe erscheinen kann.

Im Westen ist Mandelstam, vor allem in Slavistenkreisen, längst kein Geheimtip mehr. Die dreibändige Werkausgabe von Gleb Struve und Boris Filippov (Washington/New York 1967 bis 1971) wurde 1981 durch einen weiteren Band ergänzt; 1980 brachte der Ardis Verlag, Ann Arbor, die "Woronescher Hefte" heraus; es entstanden mehrere Monographien (Clarence Brown, 1973; Nikita Struve, 1982) sowie zahllose Spezialstudien. Slavisten waren es meist auch, die sich an die schwierige Aufgabe wagten, Mandelstam – den sie als einen der bedeutendsten Dichter dieses Jahrhunderts erkannt hatten – ins Englische, Französische, Italienische zu übersetzen.

Im deutschen Sprachraum hat nicht ein Slavist, sondern ein Dichter Mandelstam entdeckt: Paul Celan [https://www.zeit.de/thema/paul-celan]. Celans Übertragungen von 44 Gedichten aus den Zyklen "Stein", "Tristia" und anderen – 1963 in der Anthologie "Drei russische Dichter" bei S. Fischer erschienen – sind ebenso grandiose wie eigenwillige Nachdichtungen, und als solche unimitierbar.

Zu einer Mandelstam-Rezeption haben sie nicht geführt. Auch Gisela Drohlas Pioniertat – sie gab 1965 den wohl schwierigsten Prosatext des Russen, "Die ägyptische Briefmarke", zusammen mit der Erinnerungsprosa "Das Rauschen der Zeit" und drei Essays heraus – blieb ohne Folgen. Erst die Memoiren von Nadeschda Mandelstam "Das Jahrhundert der Wölfe" (1971) und "Generation ohne Tränen" (1975), die jede Einzelheit der Mandelstamschen Biographie [https://www.zeit.de/thema/biografie] ebenso gnadenlos ausleuchten wie das stalinistische Räderwerk, dem Mandelstam 1938 zum Opfer fiel, schufen – über das Interesse an der Person des Dichters – die Grundlagen für die Rezeption seines Werks.

Ich traf Nadeschda Mandelstam im März 1974, in ihrer Neubauwohnung am Rande Moskaus [https://www.zeit.de/thema/moskau]. Sie lag auf dem Kanapee, spuckte Kürbiskerne und empfing mich mit der Frage: "Glauben Sie an Gott?" Sie war im Alter vom Judentum zur Orthodoxie konvertiert, und Glaubensfragen bildeten den Tenor unseres Gesprächs. Rußlands Literatur, meinte sie, werde untergehen, "weil sie sich vom christlichen Geist losgesagt hat". Die Kultur, fügte sie sarkastisch hinzu, sei hierzulande die Trunksucht. Von ihrem Mann sprach sie wenig, aber voller Ehrfurcht. Fast beiläufig bemerkte sie, sie könne alle seine Gedichte auswendig. "Ich bin ruhig. Was ich tun konnte, habe ich getan. Es war nicht leicht." Ich erfuhr auch, daß sie den Mandelstam-Biographen Clarence Brown wochenlang bei sich beherbergt

hatte, daß sie zahlreichen Mandelstam-Forschern in Ost und West hilfreich beistand. Nach ihrem Tod, 1980, ging der Nachlaß des Dichters in staatlichen Besitz über.
Mandelstam auf deutsch: 1975 erschien eine kleine zweisprachige Gedichtauswahl in der DDR ("Der Hufeisenfinder"). Seit Anfang der achtziger Jahre folgen die Publikationen Schlag auf Schlag: in der Bibliothek Suhrkamp 1983 "Die Reise nach Armenien", 1984 der Gedichtzyklus "Schwarzerde" (beides in der Übertragung von Ralph Dutli); im selben Jahr bringen der Carl H. Henssel Verlag, Berlin [https://www.zeit.de/thema/berlin], sowie Gustav Kiepenheuer, Leipzig, das "Gespräch über Dante" heraus (die DDR-Ausgabe ist nicht nur zweisprachig, sondern auch sorgfältiger übersetzt); jetzt sind gleich vier Bücher von und über Mandelstam erschienen:

Ossip Mandelstam: "Briefe aus Woronesch", aus dem Russischen von Peter Urban; Friedenauer Presse, Berlin, 1985; 16 S., 12,80 DM

Ossip Mandelstam: "Armenien – Gedichte und Notizen", aus dem Russischen von Felix Phillipp Ingold; Edition Howeg, Zürich [https://www.zeit.de/thema/zuerich], 1985; 78 S., 23, – SFr

Ossip Mandelstam: "Das Rauschen der Zeit", Gesammelte "autobiographische" Prosa der 20er Jahre; aus dem Russischen und herausgegeben von Ralph Dutli; Ammann Verlag, Zürich, 1985; 341 S., 48,– DM

Ralph Dutli: "Ossip Mandelstam – Ab riefe man mich bei meinem Namen", Dialog mit Frankreich, ein Essay über Dichtung und Kultur; Ammann Verlag, Zürich, 1985; 367 S., 42, – DM

Es sei gleich vorweg gesagt: die Lektüre Mandelstams ist ein großartiges Abenteuer, auf das man sich spontan einlassen muß. Völlig unbegründet die Befürchtung, man werde mit einem hermetischen Universum [https://www.zeit.de/thema/weltraum] konfrontiert, das mühsamer Entschlüsselung bedarf. Selbstverständlich gibt es Namen, Anspielungen auf Ereignisse und Texte, die hier und heute einen Kommentar erfordern (die erwähnten Ausgaben liefern ihn, wo immer nötig), doch ist Mandelstams Dichtung, die thematisch um Literatur und Kunst kreist, insofern transparent, als sie einen hohen Grad an poetologischer Selbstreflexion aufweist, also "in jeder ihrer Darstellungen sich selbst mit darstellt" (V. Schirmunskij). So genügt es, dem assoziativen *Bilder*- und Gedankenstrom, dem prägnanten Rhythmus der Sätze zu folgen, damit sich aus den Teilen kaleidoskopisch ein Ganzes zusammenfügt.

Ein Schlüsselwort der Mandelstamschen Poetik lautet: Dialog. Dialog innerhalb des eigenen Werks, Dialog mit dem Leser (Mandelstams erster Essay von 1913 heißt: "Über den Gesprächspartner"), Dialog mit der fremden Kultur. Diese auf Kontinuität zielende Dialogbereitschaft gründet in der Auffassung, daß das

Buch die Welt repräsentiert, daß das Lesen ein "heraufbringendes Erinnern" ist und das Schreiben – dem Lesen nachgeordnet – ein Fort-Schreiben, eine kreative Anverwandlung des fremden Wortes. Mindestens teilweise verweist diese Auffassung, die wir heute etwa bei dem Kosmopoliten Joseph Brodsky [https://www.zeit.de/thema/joseph-brodsky] finden, auf jüdische Traditionen.
In der autobiographischen Erinnerungsprosa "Das Rauschen der Zeit" – als Einstieg in Mandelstams Werk besonders geeignet – widmet der Dichter dem Bücherschrank seines Elternhauses ein eigenes Kapitel: das "jüdische Chaos" des Vaters erscheint da säuberlich getrennt von der russischen "Ordnung" der Mutter, zwischen dem Pentateuch und Puschkin aber liegen Goethe, Schiller und Shakespeare, Bücher des Vaters, "der sich als Autodidakt aus dem Talmuddickicht in die germanische Welt durchgeschlagen hatte". Der eigene Status zwischen den Kulturen (zwischen den Ständen) erschließt sich dem Autor über das Buch. Bezeichnend der Satz im Kapitel "Die Kommissarschewskaja": "Der besitzlose Intellektuelle (russisch: der "Rasnotschinez") braucht keine Erinnerungen, es soll ihm genügen, von den Büchern zu erzählen, die er gelesen hat – und fertig ist seine Biographie." Mandelstam beschreibt solche Bücher (auch illustrierte Zeitschriften, Bilder und Konzerte), beschwört dadurch aber weniger die persönliche Entwurzelung als das "Heranwachsen und Rauschen der Zeit".

So "resümiert" er die 1890er Jahre, die im Zeichen der Dreyfus-Affäre standen, durch die Journale *Ackerland und Neuland der Welt* – "Fundament jeder Spießbürgerbibliothek":

"Ich liebte die Rubrik "Vermischtes" mit ihren Meldungen über Straußeneier, zweiköpfige Kälber und Feste in Bombay und Kalkutta, und ganz besonders die Abbildungen, die großen, die eine ganze Seite einnahmen; an Brettern festgebundene malaiische Schwimmer, die über Wellen von der Höhe eines zweistöckigen Hauses gleiten, oder das geheimnisvolle Experiment des Herrn Foucault – eine Metallkugel und ein riesiges Pendel, das sich um diese Kugel bewegt, und die das Schaustück umdrängenden würdevollen Herren mit Halsbinden und Spitzbärtchen."

In einer einzigen solchen "Ansicht" kristallisiert sich – wie in Prousts "Laterna magica" – ein Stück Biographie und Historie.

Mandelstam liefert Momentaufnahmen der Epoche vor der Revolution von 1905, "glossolalische Fakten"; irrelevant ist dabei, ob sie der Wirklichkeit oder dem Buch (dem Bild) entstammen, sie werden – wie Raum und Zeit – zu einem künstlerischen Kosmos amalgamiert, der auf Synchronizität und Synästhesie beruht. Leitmotive, sich jagende Metaphern, Assonanzen und Wortspiele dienen Mandelstam dazu, das "fin de siècle", Symbol des Verfalls und der politischen Lethargie, in den "Fieberbrand der Literatur" zu verwandeln. Die

Literatur als Luxusware, als "aristokratischer Pelz", hat ausgedient. Mit seinem Plädoyer für den "literarischen Zorn" (im vierzehnten und letzten Kapitel) optiert Mandelstam für einen vitalen, ja "animalischen" Literaturbegriff: Die "Literatur ist ein Tier", ihr Ort nicht der Salon, sondern die frostige politische Gegenwart, in der die "schreckliche Macht des Staates steht wie ein Ofen, der eisige Kälte verbreitet."

Das war 1925. Wenige Jahre später, nach verhängnisvollen Auseinandersetzungen mit dem Literaturapparat, präzisiert Mandelstam die Funktion seines Schaffens als "gegen den Strom der Zeit" gerichtet, und betont, daß er "im literarischen Handwerk nur noch das wilde Fleisch schätze, nur den wahnsinnigen Auswuchs" ("Vierte Prosa").

Doch zunächst zu einem anderen Prosatext, der in poetologischer Hinsicht besonders aufschlußreich ist, der "Ägyptischen Briefmarke" von 1928. Eine Gattungsbezeichnung für diesen aus bizarren Episoden, Reflexionen, Assoziationsreihen, Zitaten und autobiographischen Reminiszenzen bestehenden Text läßt sich nicht finden, zumal der an Gogols Werk erinnernde Anti-Held Parnok nur Rudimente zu einer Fabel liefert. Die Fabel, so führt Mandelstam in seinem Essay "Das Ende des Romans", ebenfalls 1928, aus, habe wie die Psychologie ausgespielt als Folge des "katastrophalen Untergangs der Biographie Parnok nun ist der Inbegriff des Entwurzelten, ein "intellektueller Emporkömmling" und Nachfahre der "Rasnotschinzen", darin Mandelstam selber verwandt: "Ein schrecklicher Gedanke, daß unser Leben eine Erzählung ohne Fabel und ohne Held ist, aus Leere und Glas gemacht, aus dem heißen Gestammel der Abschweifungen, aus dem Petersburger Influenzadelirium."
Der kleine Mann ohne Eigenschaften Parnok gleicht einer Pnantasmagorie. Mit seinen Lackschuhen huscht er durchs Leben wie Dostojewskijs Goljadkin ("Der Doppelgänger") und Gogols Akakij Akakijewitsch ("Der Mantel") – einer, der sich wohlanständig behaupten möchte, der von der brutalen Epoche (es ist die Zeit zwischen der Februar- und der Oktoberrevolution 1917) jedoch zertreten und zu einer ägyptischen Briefmarke degradiert wird. Mandelstam beschwört die allgemeine Wirrnis, die sich im Traumleben des Helden spiegelt, durch nervöse Staccato-Sätze, kompensiert das Fehlen einer Handlung, durch eine bilderreiche, kühn instrumentierte "Fieberprosa", die das eigentliche Subjekt des Textes ausmacht. In keinem anderen Prosawerk hat sich Mandelstam – als Akmeist einer klassischen Schreibweise verpflichtet – so sehr avantgardistische Techniken zu eigen gemacht wie in der "Ägyptischen Briefmarke":

"Ich fürchte weder den Mangel an Zusammenhang, noch fürchte ich Brüche. Mit einer langen Schere zerschneide ich das Papier. Ich klebe Papierstreifchen wie

Fransen an das Blatt. Ein Manuskript ist immer ein Sturm, zerzaust, zerpickt. Es ist der Entwurf zu einer Sonate. Sudeln ist besser als schreiben..."

Das ist nicht etwa das Eingeständnis einer schöpferischen Krise, sondern Ausdruck des Experimentierens als Tribut an die Zeit. Daß Mandelstam, der in diesen Jahren keine Gedichte schrieb, bemüht war, den Forderungen der Epoche nachzukommen, sein Verhältnis zum Sowjetstaat und dem zunehmend dirigistisch verwalteten Literaturbetrieb zu definieren, beweist ein Statement von 1928: "Ich fühle mich ab Schuldner der Revolution, bringe ihr jedoch Gaben dar, die sie vorläufig noch nicht benötigt."

Dasselbe Jahr, das Erscheinungsjahr der "Ägyptischen Briefmarke", brachte dazu eine tragische Klärung. Mandelstam hatte 1927 den Auftrag übernommen, eine bestehende Übersetzung des "Eulenspiegel"-Romans zu revidieren. Als bei Erscheinen des Buches irrtümlich nur er als Übersetzer genannt war, kam es, durch Mandelstams zuvorkommende Haltung noch provoziert, zu Plagiatsbeschuldigungen und einer anschließenden Verleumdungskampagne, die unmißverständlich darauf abzielte, Mandelstam mundtot zu machen. "Und alles war schrecklich, wie im Traum des Kleinkindes. NEL MEZZO DEL CAMMIN DI NOSTRA VITA – in der Mitte des Lebensweges wurde ich im sowjetischen Waldesdickicht von Räubern angehalten, die sich als meine Richter bezeichneten.

Die Sätze stehen im Essay "Vierte Prosa" (1929/30), einer zornigen Streitschrift, in der Mandelstam, Dante zitierend, das Inferno der dreißiger Jahre vorwegnimmt und die stalinistischen Literaturfunktionäre ab "Denunzianten" und "Sargmacher" entlarvt;

"Sämtliche Werke der Weltliteratur teile ich ein in genehmigte und solche, die ohne Genehmigung geschrieben wurden. Die ersteren sind schmutziges Zeug, die letzteren – gestohlene Luft... Meine Arbeit wird, wie immer sie sich äußern möge, als Ungezogenheit aufgenommen, als Gesetzlosigkeit, als etwas Zufälliges. Aber dies ist ja mein Wille, ich bin damit einverstanden. Ich unterschreibe mit beiden Händen."

Kaum ist die Position des Außenseiters klar – und Mandelstam bekennt sich hier erstmals positiv zu seinem Judentum –, stellt sich auch jenes Selbstbewußtsein ein, das den Dichter bis zu seinem Tod im Gulag zu höchsten künstlerischen Leistungen befähigte.
Die "vierte Prosa" bildet den Abschluß des von Ralph Dutli herausgegebenen Bandes, der Mandelstams gesammelte "autobiographische" Prosawerke der zwanziger Jahre vereinigt. Zu diesen gehören "Das Rauschen der Zeit", "Die ägyptische Briefmarke" (Texte, die bereits Gisela Drohla übersetzt hat) sowie "Feodosia" und acht kürzere Reiseskizzen und Erinnerungen aus den Jahren

1922 bis 1927. Der Band enthält zudem einen reichen Anmerkungsteil, eine detaillierte Chronologie zu Ossip Mandelstams Leben und Werk sowie ein anregendes Nachwort.

Wenn dennoch Kritik anzumelden ist, so zur Übersetzung (im Falle jeder dichterischen Prosa ein notorisch schwieriges Unterfangen). Störend ist Dutlis Hang zum Manierismus; da wirkt oft prätentiös, ja unverständlich, was bei Mandelstam allenfalls originell, doch immer klar ist. Nicht einzusehen, weshalb etwa Adjektivbildungen, die im Russischen völlig gängig sind, ins Deutsche transponiert werden sollen, wenn daraus ein stilistisches Ungleichgewicht resultiert. Wie merkwürdig geschraubt klingt das: "segeltuchleinener Dienst-Bursche", "korkener Tropenhelm", "zwirnenen Handschuh", *"lehmemes* Herkulanum", "bernsteinene *Rosenkränze", "porzellanene Tintenfäßchen",* ganz zu schweigen vom "geradläufigen Pfeil des Hafendammes" und den *"hundefletschigen* Moskauer Nächten". Moskauer Hundenächte sind das, und das "sandigschwarze Gewand" der Puschkin-Ausgabe schlicht schwarzbraun. Wenn bei Mandelstam "das Zimmer stickig war", ist es bei Dutli "voll gebrauchten Atems". So wie sich das Amphitheater der Tenichew-Schule "mit seinen Klappbänken und den von bequemen Gängen abgeteilten Sektoren" bei Dutli in einen Hörsaal mit "bequemen Alleen" verwandelt. Unter einem "Eintopfshaarschnitt" wird man sich wohl den im alten Rußland gebräuchlichen Haarschnitt vorstellen müssen; wie aber kann man "ein Jahrhundert anrufen wie eine *unveränderte Wetterlage"*? ("Beständiges Wetter" hat Gisela Drohla seinerzeit korrekt übersetzt.)

Leider weist gerade das fulminante Finale des Bandes, die "Vierte Prosa", in Dutlis Erstübertragung mehrere Ungenauigkeiten auf, die das Verständnis zentraler Passagen erschweren. Großartig Mandelstams Formulierung, die "ohne Genehmigung geschriebenen" Werke der Weltliteratur seien "gestohlene Luft" ("worowannyj wozduch", wie es russisch alliterierend heißt). Dutli macht daraus "abgestohlene Luft"; was präzis war, wird preziös.

In einem Schlüsselabschnitt, wenige Zeilen später, setzt sich Mander lslam von den offiziellen Literaturproduzenten ab, indem er schlichtweg leugnet, ein Schreibender zu sein. Bei Dutli liest man: "Ganz allein in Rußland arbeite ich nach meiner Stimme, doch ringsum schreibt das dickfellige Pack." Im Rußland heißt es: "Als einziger in Rußland arbeite ich nach der Stimme, ringsum aber schreibt ein dickfelliges Pack." Der Gegensatz lautet; nicht fremde Stimme – eigene Stimme, sondern Stimme versus Schreibwerkzeug.

Unglücklich auch der Ausdruck; "Schreibertum" als Sammelbegriff! für die systemkonformen Schreiberlinge ("Schreibertum ist eine Rasse mit

widerwärtigem Hautgeruch"); es muß "das Skribententum" heißen. Und diesem Skribententum wird bei Mandelstam nicht ein Platz in "Abschaumquartieren", sondern in verrufenen Vierteln zugewiesen.

Im letzten Teil des Essays, in dem der Autor eine negative Ästhetik entwirft, findet sich bei Dutli eine Auslassung. Nach dem Passus "Wirkliche Arbeit ist eine Brüsseler Spitze – das Wichtigste an ihr ist das, worauf das Muster sich hält: Luft, Durchstiche, Atempausen" wäre zu ergänzen: "Mir, Brüder, bringt die Arbeit freilich keinen Nutzen, die wird mir nicht als Dienstzeit angerechnet."

Daß selbst die Zitate in der Chronologie Fehler aufweisen, sei nur am Rande bemerkt. So fühlte sich Mandelstam 1937 nicht in die "Stellung eines Hundes versetzt", sondern in die Lage eines Hundes, leider.
Ralph Dutli plant im Ammann Verlag, Zürich, die Herausgabe der Gesammelten Werke Mandelstams und zeichnet als Verfasser des umfangreichen Essays "Ossip Mandelstam, ‚Als riefe man mich bei meinem Namen‘", der im selben Verlag bereits erschienen ist. Es handelt sich um eine Studie über Mandelstams "Dialog mit Frankreich", eine akribische, mit immensem Fleiß durchgeführte Untersuchung über alle Textstellen im Werk des Russen, die sich explizit oder implizit auf Frankreich – auf die französische Dichtung, Malerei, Architektur – beziehen. Mandelstams "Sehnsucht nach Weltkultur" (er gehörte zu den am stärksten kosmopolitischen Dichtern dieses Jahrhunderts) beschränkte sich zwar nicht auf Frankreich – Italien [https://www.zeit.de/thema/italien] und die Antike waren ihm, zusammen mit der russischen Kultur der Puschkinzeit, noch wichtiger –, doch durchzieht die Auseinandersetzung mit Villon und Verlaine, mit dem altfranzösischen Epos und den Malern des Impressionismus fast sein ganzes Œuvre und repräsentiert somit seine lebenslängliche Hingabe an die "europäische Idee", selbst in der finstersten Epoche des stalinistischen Nationalismus.

Dutlis Arbeit ist ein interessanter Beitrag zur Mandelstam-Forschung, der sich, mit gewissen Modifikationen und Straffungen, als wissenschaftliche Publikation gut ausgenommen hätte. Was soll das Buch aber so, für den Laien? Die Tatsache, daß Namen wie Verlaine und Racine ausführlichst kommentiert, daß Rimbaud und Notre-Dame wie in einem französischen Schulbuch abgebildet werden, bringt ihm Mandelstam nicht näher, dessen Biographie nur splitterhaft referiert, dessen Werk nur unter einem Gesichtspunkt, nämlich in einer spezifischen Auswahl und chronologisch sprunghaft, vorgestellt wird. Während der Spezialist sich weniger komparatistischen Ballast wünschte, dürfte der Laie sowohl überfordert als auch frustriert sein: Denn eine "umfassende Einführung in das Werk des russischen Dichters", wie der Verlag propagiert, ist Dutlis Arbeit mitnichten.

Sie bietet viel und doch zu wenig, wie es ihrem zwitterhaften Charakter entspricht. Zu diesem "Viel" gehört etwa, daß bei den Gedichten die russischen Originale mit abgedruckt sind. Die deutschen Übersetzungen aber bieten oft zu wenig. Dutlis Hang zum Manierismus macht sich hier noch störender bemerkbar ab in seinen Prosa-Übertragungen. Wenn bei Mandelstam (im Gedicht "Impressionismus") Köche "fette Tauben" braten, so braten sie bei Dutli "Taubenfett". Es wirkt alles ausgefallen, kompliziert; man trinkt auf "soldatische Astern" (was immer das heißen mag) und auf eine gewisse "Biskaja", während Mandelstam die Wasser des Golfs von Biskaya meint. Daß Dutli quasi ein Monopol in bezug auf Mandelstam beansprucht, erscheint durch seine Übersetzungen nicht gerechtfertigt. Bei allem Respekt vor seiner Leistung und seinem Ehrgeiz wünschte man sich – und Mandelstam – in Zukunft Besseres.

Ein wunderbares Buch, auch was die Gestaltung angeht, ist der in der Edition Howeg, Zürich, erschienene Band "Armenien", der Mandelstams zwölfteiligen Verszyklus "Armenien" sowie weitere Gedichte und Fragmente über seinen Kaukasusaufenthalt 1930 enthält. Diese durch Nikolaj Bucharin ermöglichte Reise entrückte Mandelstam der Verfolgungswut seiner Hetzer; in Armenien [https://www.zeit.de/thema/armenien] fand er nicht nur eine uralte Kultur unter beinahe mediterranem Himmel, er fand, nach mehrjährigem Schweigen, auch seine Sprache wieder – im Gedicht. Der "Armenien"-Zyklus entstand größtenteils im Spätherbst 1930 und erschien 1931 in der Zeitschrift *Novyj Mir.* 1931 begann Mandelstam mit den Vorstudien zu seinem letzten Prosawerk, "Reise nach Armenien", das 1933 erschienen und heftig angegriffen wurde. Eine Auswahl von Notizen zu dieser Arbeit ist dem deutschen Bändchen beigegeben. Die kleine Publikation verschafft ungetrübten Genuß. Felix Philipp Ingold übersetzt ebenso kunstvoll wie schlicht; scheinbar zwanglos die Handhabung von Metrum und Reim (die strikt beibehalten werden); erst bei genauem Hinsehen entdeckt man die komplexen Verzahnungen. Mandelstam erscheint hier ungebrochen und kraftvoll, von einer "leuchtenden und sonoren ‚Latinität‘" (D.Mirskij):

"Azur und Lehmbraun, Lehmbraun und Azur. / Was willst du mehr? Brauchst wie ein Schah das Auge nur / Dem Türkisring zu nähern mit verengtem Blick, / Dem Buch aus hallendem Ton, der buchgewordenen Welt, / Dem Sucht- und Seuchenbuch, dem Lehm, der uns gefällt, / Weil er uns quält, als war er Sprache und Musik."

Den besten "Kommentar" zu seinen Gedichten liefert Mandelstam in einer Notiz, die im selben Band nachzulesen ist: "Aus guten Gedichten kann man heraushören, wie die Schädelnähte gesteppt werden, wie der Mund an Kraft / und an sinnlicher Bitternis / gewinnt und wie / Stirnhöhlen Luft einziehen, wie Aorten sich erschöpfen / das Blut umspringt mit dem Salz des Ozeans."

Im Erscheinungsjahr der "Reise nach Armenien" verfaßte Mandelstam ein bitterböses Epigramm auf Stalin, im Mai 1934 wurde er erstmals verhaftet. Was danach kam, gleicht nicht mehr dem "prickelnden Abwarten einer nietenlosen Losziehung", sondern einem Alptraum. Nach Tscherdyn verbannt und von Halluzinationen geplagt, unternimmt Mandelstam einen Selbstmordversuch. Das Urteil wird in der Folge abgewandelt: Mandelstam darf seinen Verbannungsort selber bestimmen und wählt Woronesch. Im Frühjahr 1935 entstehen die ersten "Woronescher Gedichte"; daneben arbeitet Mandelstam für die lokale Presse und für den Rundfunk, bis ihm im Herbst 1936 sämtliche Arbeitsmöglichkeiten genommen werden.
In dieser Zeit der Verzweiflung und materiellen Not entstehen zwischen Dezember 1936 und Mai 1937 die Gedichte des zweiten und dritten "Woronescher Heftes" (sie sind deutsch unter dem Titel "Schwarzerde" greifbar). Wer sich in dieses großartige poetische Dokument vertiefen will, tut gut daran, Mandelstams Briefe aus diesem Zeitraum zu lesen – sie geben noch direkter, noch schonungsloser Einblick in ein exemplarisches Drama der Stalinzeit. Peter Urban hat für die Friedenauer Presse, Berlin, sechzehn "Woronescher Briefe" übersetzt – Briefe an Nadeschda, an Kornej Tschukowskij, an Jurij Tynjanow und andere, Briefe, die sich wie kindliche Hilfeschreie anhören und solche von erschütternder Gefaßtheit und Klarsicht. An Tschukowskij schrieb Mandelstam Anfang 1937:

"Das ist nicht ‚befristeter Aufenthalt in Woronesch', administrative Verbannung' usw. Sondern das ist: ein Mensch, der eine äußerst schwere psychische Krankheit hinter sich hat (genauer, einen kräftezehrenden und finsteren Wahnsinn), beginnt sofort nach dieser Krankheit, nach einem Selbstmordversuch, physisch verkrüppelt – wieder mit der Arbeit. Ich habe mir gesagt – recht haben die, die mich verurteilt haben. Habe in all dem einen historischen Sinn gefunden. Schön. Ich habe Hals über Kopf gearbeitet. Dafür hat man mich geschlagen. Verstoßen. Moralisch gefoltert. Trotzdem habe ich gearbeitet. Den Ehrgeiz aufgegeben. Für ein Wunder gehalten, daß man mich arbeiten ließ. Unser ganzes Leben für ein Wunder gehalten. Anderthalb Jahre später war ich Invalide. Um diese Zeit hat man mir ohne jedes Verschulden alles genommen: das Recht auf Leben, auf Arbeit, auf ärztliche Behandlung. Ich bin versetzt in die Lage eines Hundes, eines Köters... Ich bin ein Schatten. Mich gibt es nicht. Ich habe nur noch das Recht zu sterben."

Im August 1938 wurde Mandelstam wegen "konterrevolutionärer Tätigkeit" zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt, am 27. Dezember starb er in einem Durchgangslager bei Wladiwostok. Wenn man Ilja Ehrenburg und dessen Gewährsmann Merkulow glauben darf, so las Mandelstam noch kurz vor seinem Tod am Lagerfeuer Petrarcas Sonette. Biographische Daten

Ossip Emiljewitsch Mandelstam, geboren am 15. Januar 1891 in Warschau. Vater Kaufmann, Mutter – Flora Ossipowna Werblowskaia – aus gebildeter

Wilnaer Familie. Kindheit und Jugend in Pawlowsk und St. Petersburg. 1900 bis 1907 Besuch des Tenischew-Gymnasiums (das später auch Vladimir Nabokov absolviert). 1907 Reise nach Paris, 1908 in die Schweiz und nach Italien. Herbst 1909 bis Frühjahr 1910 Studiensemester in Heidelberg (altfranzösische Sprache und Literatur). August 1910 erste Gedichtveröffentlichung in der symbolistischen Zeitschrift *Apollon.* 1911 Beitritt zu der von Nikolaj Gumilow gegründeten "Dichtergilde". Beginn der Freundschaft mit Anna Achmatowa. 1913 erster Gedichtband "Der Stein". 1915 Studienabbruch. Während des Bürgerkrieges in Charkow, Kiew (wo er Nadeschda Chasina, seine spätere Frau kennenlernt), auf der Krim. 1920 im georgischen Batumi ab angeblicher Doppelagent verhaftet. 1921 in Tiflis auf Arbeitssuche, 1922 Heirat. In Berlin erscheint der Gedichtband "Tristia" (2. Auflage) (1923 unter dem Titel "Das zweite Buch"). 1925 erster Prosaband "Das Rauschen der Zeit", Kinderbücher. 1928 letzte Buchveröffentlichungen zu Lebzeiten: "Gedichte (1908-1925)", "Die ägyptische Briefmarke" (erweiterte Neuauflage des Bandes "Das Rauschen der Zeit"), Essaysammlung "Über Poesie". 1930 Arbeit am Essay "Vierte Prosa". April bis November Aufenthalt in Georgien und Armenien, Gedichtzyklus "Armenien" (erscheint 1931). Mai 1933 "Reise nach Armenien", in der *Prawda* scharf kritisiert. Arbeit am Essay "Gespräch über Dante". Im November Epigramm gegen Stalin, den "Seelenverderber und Bauernschlächter". Am 13. Mai 1934 Verhaftung, Verurteilung zu drei Jahren Verbannung, die Mandelstam teils in Tscherdyn, teils in Woronesch verbringt. 1935 bis 1937 Arbeit an den Gedichten der "Woronescher Hefte". Januar 1937 "Ode an Stalin". Rückkehr nach Moskau, wo ihm das Wohnrecht verweigert wird. Am 2. Mai 1938 zweite Verhaftung (in Samaticha). Am 27. Dezember Tod in einem Durchgangslager bei Wladiwostok.